

**MIRIAM BÖTTGER**  
**AUS DEM HAUS**



**MIRIAM BÖTTGER**

**AUS  
DEM  
HAUS**

*Roman*

Galiani Berlin



1. Auflage 2024

Verlag Galiani Berlin

© 2024, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining  
im Sinne von §44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

*Covergestaltung* Barbara Thoben, Köln

*Covermotiv* Businessman with hands in pocket from behind

© Depositphotos/Scukrov

Full portrait of woman sideways hands on hip  
on white © Depositphotos/MariaiC

*Lektorat* Esther Kormann

Gesetzt aus der Freight Text

*Satz* Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

*Druck und Bindung* CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-305-2

Weitere Informationen zu unserem Programm  
finden Sie unter [www.galiani.de](http://www.galiani.de)

*Für Yva, Elodie und Aeneas*



Family isn't a word ... it's a sentence.

*Wes Anderson*

Jeder bekommt seine Kindheit über den Kopf  
gestülpt wie einen Eimer.

*Heimito von Doderer*

Die Melancholie ist ein sehr schöner Zustand.  
Ich verfalle ihr sehr leicht und sehr gern.

*Thomas Bernhard*



# 1

»Oooh«, sagte mein Vater mit seiner warmen, sanften Stimme, sehr gedehnt, sodass es fast klang wie »uuuh« oder »huuuh«, »meine Ärmste, warum bist du nur immer so traurig? Nicht traurig sein, bitte.« Ich schaute finster, unbeeindruckt von den gutturalen Lauten, die mich offenbar trösten sollten.

»Das weißt du ganz genau! Warum hast du mir das angetan? Was hast du dir dabei nur gedacht?« Ich konnte wie immer nicht genug bekommen von diesen Fragen.

»Oh, huuuh«, sagte mein Vater wieder, als imitiere er mein Weinen oder als nehme er es vorweg, »das konnte ich doch nicht wissen.«

»Was du immer alles nicht wissen kannst! Hör endlich auf, so infantil zu sein, Papa.«

Es war der 3. Februar, früher Abend, Dämmerung, heftiger Regen. In wenigen Minuten würde ein Angestellter des Sicherheitsdienstes, der sich nicht darum scherte, ob noch jemand innerhalb der Mauern war, von außen das Tor abschließen. Wenn ich es bis dahin

nicht geschafft hatte, würde ich über die Mauer klettern müssen, was allerdings einen Grad an körperlicher Fitness voraussetzte, über den ich nicht verfügte. Ich musste mich also beeilen. Mit klammen Fingern riss ich das dünne, feuchte Papier weg und wickelte die hellen Rosen aus. Weil sie im Laden immer viel zu lang waren, hatte ich eine Gartenschere in meiner Handtasche, mit der ich die Stiele kürzte. Ich steckte die Rosen in die dunkelgrüne Vase.

»Hier, siehst du«, sagte ich immer noch gereizt, »du bist hier der Einzige, der zu dieser Jahreszeit so viele frische Blumen bekommt.«

Mein Vater schwieg, vermutlich beleidigt wegen des Infantilitätsvorwurfs, überhaupt wegen all der Vorwürfe, die ich ihm immer schon machte.

Ich sprach nur mit ihm, wenn wir allein waren, was gar nicht so häufig vorkam, denn oft war meine Mutter dabei, die auf dem Weg immer an meinem Arm hing »wie ein Schluck Wasser«, wie man in ihrer Geburtsstadt Kassel sagte, meine Mutter, die quasi über Nacht instant-vergreiste ehemalige Berufsjugendliche, die komplexeste Person, die ich kenne, und zugleich die anstrengendste, wahrscheinlich auch die komplexeste und anstrengendste Person, die viele andere Menschen kennen.

Eigentlich wollte sie meistens nicht zum Friedhof, weil sie den Anblick immer noch nicht ertragen konnte, aber die Tatsache, dass sie etwas nicht wollte, war für

sie schon immer der beste Grund, es erst recht zu tun. Negativität ist der Norden auf ihrem Kompass, das Einzige, worauf sie sich wirklich verlässt.

Auf dem Weg zerrte ich sie immer etwas unsanft über die stark befahrene Chausseestraße, denn wenn man sie nicht am Arm oder an der Hand anfasste, konnte es passieren, dass sie mitten auf der Fahrbahn vor einem viel zu schnell herannahenden Auto einfach stehen blieb wie ein Reh im Lichtschein, ungläubig schauend, eins der vielen wunderlichen Dinge, die sie sich in den letzten Monaten überraschend angewöhnt hatte. Auf dem Friedhofsgelände angekommen, musste ich sie nicht mehr so ziehen, wir gingen an der Kapelle und dem Mausoleum der Familie *Stargardt* vorbei, am Erbbegräbnis der *Rossecks* und passierten die naturalistische Luther-Statue, meine Mutter murmelte etwas verwaschen die Worte »hässlicher« und »Kerl«.

Links hinter einer kleinen Hecke, mein Vater. Meine Mutter verlor die Fassung, aber nicht so, wie ich es von ihr gewohnt war, hysterisch und sich ihrer Sache ganz sicher, sondern auf beunruhigende Weise stumm.

Es kam mir so vor, als arbeitete sie seit einer Weile gewissenhaft den imaginären Katalog von Verhaltensweisen schockgealterter Menschen ab. Hinter jedem Punkt auf der Checkliste plötzlich ein Haken.

Dabei hatte meine Mutter das biologische Phänomen des Alterns nie einfach nur als Lauf der Dinge betrachtet, als nicht zu ändernde Tatsache, zu deren Linderung das Erwachsenenleben jegliche Art von Ablenkung und Sedierung bot, es war für sie eine bodenlose Ungeheuerlichkeit, etwas durch und durch Inakzeptables, ein Grauen, für das es im Grunde keine Worte gab (obwohl meine Mutter oft mit mir davon sprach; dass sie ein sogenanntes »Zeitproblem« hatte, wusste ich schon im Kindergartenalter).

Natürlich ist jedes Leben ein Kampf gegen die Zeit, aber meine Mutter hatte sich immer mit einer Wucht gegen die Vergänglichkeit gestemmt, mit einer Verzweiflung, die ich von niemandem sonst kannte. Auch die größten Melancholiker arrangierten sich irgendwann, fühlten plötzlich eine gewisse Reife in sich aufsteigen, fanden im Wechsel der Jahreszeiten Trost. Solche Leute waren für meine Mutter nur rückgratlose Verräter. Mit einer Kategorie wie der Zeit konnte es keinen Frieden geben. Meine Mutter versuchte, der Zeit aus dem Weg zu gehen, sie zu ignorieren. Ich erinnere mich an ihre Geburtstage, als ich noch ziemlich klein war und meine Mutter noch ganz jung, der 9. Januar war schon damals immer ein besonders düsterer Tag, meine Eltern und ich brachten ihn irgendwie hinter uns, Glückwünsche Außenstehender hatte sich meine Mutter schon vorher weitestgehend

verboten, Gäste gab es nicht. Am nächsten Tag tat meine Mutter, als wäre nichts gewesen.

Sie war gut geeignet für diese Taktik, sie hatte immer schon viel jünger ausgesehen, als sie war, mindestens zehn Jahre, sie hatte von ihren Eltern eine gute Hautbeschaffenheit geerbt, und je älter sie wurde, desto mehr schien sich der Abstand zwischen ihrem tatsächlichen und ihrem Schätzalter zu vergrößern.

Aber plötzlich hatte offenbar das Alter nun doch zugeschlagen, ausgerechnet bei ihr.

Da waren die auf der Hand liegenden Dinge, die Physiognomie und Haltung betrafen, der gebeugte Rücken und das abwechselnde Schlurfen und Trippeln, überhaupt die Langsamkeit sämtlicher Bewegungsabläufe. Manchmal sah ich sie, an einem verabredeten Ort wartend, von weit her auf mich zukommen, immer noch modisch und elegant gekleidet, wie ich schon aus der Ferne sehen konnte. So schlimm konnte es ja nicht sein, dachte ich dann, solange ihre Modeleidenschaft also noch intakt war. Aber dann stand ich, schaute ihr entgegen und wartete, winkte ihr vielleicht schon zu, doch der Abstand zwischen uns verringerte sich ja gar nicht, es sah aus, als ginge sie rückwärts oder zumindest auf der Stelle. So alt ist sie dann ja auch wieder nicht, dachte ich, wenn ich meine Mutter betrachtete wie eine Fata Morgana. Aber eigentlich hatte ich das

schon immer getan. Ich hatte meinen Eltern schon mein ganzes Leben lang zugeschaut, aus nächster Nähe oder von etwas größerer Entfernung, ich hatte mich immerzu gewundert und versucht, mir einen Reim auf die beiden Menschen zu machen, die ich am längsten kannte und die mir trotzdem immer rätselhafter wurden.

Mit dem Tod meines Vaters war meine Mutter in ein Vakuum gefallen. Die Wohnung, in der sie nun allein lebte, war wie eine Blackbox – unberechenbar, was darin in meiner Abwesenheit geschah. Voll von Überraschungen, wenn ich sie besuchte. Dazu all die kleinen Unfälle. An ihren schlechten Tagen konnte man die Teppiche gar nicht so schnell einrollen und wegschaffen, wie meine Mutter plötzlich über sie stolperte. Keine Möbelkante, an der sie sich nicht irgendwann stieß. Vor Kurzem hatte sie mir die Tür mit einem ganz frischen Veilchen um ihr Auge geöffnet, so etwas hatte ich in natura noch nie gesehen, die Haut perfekt blau-lila, als sei sie nachts in eine Schlägerei verwickelt worden. Ich rang um Fassung. Wenn ich zu ungehalten fragte, würde sie sofort anfangen zu weinen, und ich würde nichts Substanzielles über den Unglückshergang erfahren.

»Was hast du denn da an deinem Auge?«, fragte ich daher möglichst beiläufig.

»Ich habe mich gestoßen.«

»Gestoßen?«

Normalerweise wiederholte ich nicht auf so stupide Art Zusammenhänge, die mir gerade erst mitgeteilt worden waren.

»Gestoßen? Wo denn?«

»An der Bettkante, die ist doch so scharf.«

»Aber wie kommst du denn überhaupt mit deinem Gesicht auf diese Höhe? War dir schwindelig?«

Fragen wie diese waren, das wusste ich eigentlich, zwecklos, und nicht nur das, sogar schädlich, sie brachten immer noch mehr beunruhigende Details ans Licht, die ein noch beklemmenderes Bild der Situation ergaben.

Außerdem all das, was meine Mutter nicht nur nicht mehr wollte, sondern einfach ohne Erklärung oder Vorankündigung nicht mehr tat. Dazu gehörten: den Briefkasten öffnen, natürlich nur konsequent, denn sie hätte ihre Post ja sowieso nicht gelesen, außerdem: Nahrungsmittel erhitzen. Kurz nach dem Tod meines Vaters hatte sie sich noch manchmal Nudelgerichte gekocht, später dann wenigstens Dosensuppen warm gemacht, inzwischen aber ernährte sie sich fast ausschließlich von Zwieback, Knäckebrot und Cornflakes, wenn man ihr nicht eine warme Mahlzeit brachte und sicherging, dass sie sie sofort aß.

Und schließlich ihre fast provokative Vergesslichkeit. Meine Freundin Terese nannte sie grundsätzlich nicht

mehr beim Namen. Wenn wir von ihr sprachen, sagte sie nur noch: »Die kleine Blonde mit dem irren Hund – wie heißt sie noch gleich?«

Auch die Tatsache, dass ihre Eltern, meine Großeltern, schon vor vielen Jahren gestorben waren, schien meiner Mutter an manchen Tagen zu entfallen, an anderen Tagen wiederum hielt sie den Tod ihrer Eltern für einen kompletten Skandal. »Dass ich keine Eltern mehr habe, das ist nicht zu glauben, zuerst dein Vater und dann auch noch meine Eltern!« Ich versuchte dann meistens, ihr beizubringen, dass ihre Eltern, lebten sie noch, inzwischen weit über hundert Jahre alt wären, »vermutlich auch kein Spaß, so eine Existenz im Alter von hundertzehn«. Meine Mutter schaute dann nur irritiert.

Aber trotzdem nahm ich ihr das alles nicht richtig ab. Egal wie sehr meine Mutter ihr Greisinnentum vorantrieb, ihre hellblauen Augen verrieten sie. Ihr Blick war an manchen Tagen so hellwach, so direkt, dass ihr neues Verhalten eigentlich nur als Scharade auffliegen konnte. War sie nicht schon als Gymnasiastin für ihr großes Schauspielertalent gelobt worden? Ich kannte aus den Fotoalben meiner Großeltern die Bilder von all den Schulaufführungen, in denen meine Mutter ausnahmslos die Hauptrolle gespielt hatte. Mit diesem Talent hatte sie später nichts weiter angefangen, aber es musste doch noch in ihr sein. War meine Mut-

ter eine raffinierte Altersdarstellerin, die eine besonders suggestive Form des Method Acting praktizierte, die mir erst jahrzehntelang die junge Frau vorgespielt hatte, um dann ad hoc in die Rolle der steinalten zu schlüpfen? Aus einer gewissen künstlerischen Eitelkeit heraus, um zu zeigen, was sie noch alles im Repertoire hatte? Oder aus Trotz?

Man kann schauspielern und es trotzdem todernst meinen. Aber wenn meine Mutter eine Schauspielerin ist, welchen Part hatte dann mein Vater, solange er noch lebte?

An manchen Theatern gibt es ja den Typus des hypercharismatischen Vollblutschauspielers, eine Art absolutes Theaterwesen, dessen Auftauchen auf der Bühne sofort alles verändert, es ist, als wäre eine zusätzliche Energiequelle angeknipst worden. Schwer zu sagen, was an diesem absoluten Theaterwesen das Entscheidende ist – seine Selbstverständlichkeit, seine Rigorosität, seine Bereitschaft, die eigene Lächerlichkeit zu riskieren? Die anderen Schauspieler auf der Bühne jedenfalls scheinen durch seine Präsenz verdammt zu geringerer Interessantheit, obwohl sie doch auch professionell ausgebildet, ihre Stimmen geschmeidig und ihre Bewegungen präzise sind. Aber selbstverständlich braucht das absolute Theaterwesen das Ensemble, es braucht die anderen Schauspieler, es ist nichts ohne sie. So war auch mein Vater das perfekte Gegenüber für meine Lars-

Eidinger-Mutter. Dass er nicht mehr da ist, hat ihr Leben für immer aus der Balance gebracht. Deshalb kann sie sich auch von seinem Tod niemals erholen und erst recht nicht den Friedhof ertragen.

Erst neulich ist mir klar geworden, dass meine Eltern damals, in diesem Herbst vor mehr als zehn Jahren, als sie sich in eine Lage manövriert hatten, die sie zwang, unser altes Haus aufzugeben, und deren Folge eine Art universeller Kampf war – miteinander, mit dem Haus und mit dem Leben, das sie darin geführt hatten –, zum letzten Mal wirklich in ihrem Element waren und seltsamerweise zum letzten Mal ganz sie selbst.

## 2

Denn nur wenige Wochen, bevor sie endgültig aus dem HAUS ausziehen sollten, auch genannt das »Scheißhaus« oder die »Bruchbude« oder – etwas zivilisierter – »dieses idiotische Unglückshaus«, das Haus also, in das wir gezogen waren, als ich bereits vierzehn Jahre alt war, das einzige, das wir selbst »gebaut« hatten, mein »Elternhaus« also, an das meine Mutter mit Reinigungs- und Instandhaltungsarbeiten die besten Jahre ihres Lebens verschwendet hatte, dessen Bewohnen, wenn man ihr glaubte, dennoch fast unmöglich geworden war, das Haus, in dem meine Eltern zuletzt nur noch in einem Zeitkontinuum existierten, das von der Behebung des einen Wasserschadens bis zur Entdeckung des nächsten reichte, bevor sie dieses Haus also für immer verließen, um in eine Wohnung zu ziehen, ein Vorhaben, über das sie seit mindestens fünfzehn Jahren immer wieder gesprochen hatten, ohne es zu wagen, standen meine Eltern am Rande dessen, was Zeitungen oft mit einer gewissen Nonchalance als »Familientragedie« bezeichnen.

Als träfen Familientragödien aus heiterem Himmel und gänzlich unberechenbar ein, sodass Verwandte und Nachbarn anschließend grenzenloses Überraschtsein heucheln und etwas von »völlig unauffällig« und »Bilderbuchfamilie« faseln können, während die Polizei über »familieninterne Schwierigkeiten« spekuliert. Aber im Fall meiner Eltern wäre das etwas anders gewesen, die eilig herbeigerufenen und unter Schock stehenden Nachbarn, die selbst nach mehr als zwanzig Jahren meine Eltern kaum kannten, ebenso wenig meine Eltern sie, hätten nur die oberflächlichsten Beobachtungen schildern können. Sie hätten vermutlich zu Protokoll gegeben, meine Eltern seien ihnen schon immer seltsam vorgekommen. Die Rollläden seien oft erst spät am Tag hochgezogen worden und niemals ganz, manchmal gar nicht, mein Vater sei regelmäßig zu Besorgungsfahrten aufgebrochen, während meine Mutter periodenweise das Haus gar nicht verlassen habe. Sie hätten meinen Eltern vieles zugetraut, aber so etwas dann doch nicht, eher im Gegenteil. Meine Eltern seien immer durch große Zurückhaltung und Diszipliniertheit aufgefallen. Also doch. Niemand denkt gewöhnlich an die unzähligen potenziellen Mordwerkzeuge, die es in jedem Haushalt gibt, all die Messer, Hämmer, Glasaschenbecher und Fitnesshanteln, die ein aufgebrachter und außer Kontrolle geratener Ehepartner eines Tages scheinbar spontan einer neuen Bestimmung zuführt, indem er damit beispiels-

weise den Schädel des anderen Ehepartners zertrümmert.

Dass angesichts der monströsesten Taten immer die alltägliche Freundlichkeit der in die Tat Verwickelten erwähnt und dass stets behauptet wird, dass es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sei, etwas Derartiges vorzusehen, deutet auf einen simplen Verdrängungsmechanismus hin. Lässt irgendwo in einer mittleren Großstadt eine Familie ohne Vorwarnung eins ihrer Kinder verhungern, dann wird auf jeden Fall ein Sozialarbeiter zitiert, der die fragliche Familie kürzlich erst stundenlang besucht hat und das verstorbene Kind in tadellosem Zustand vorfand. Wir mögen uns vielleicht für Retter und Unheilverhinderer halten, tatsächlich aber schauen wir den Dingen seelenruhig beim Entgleisen zu.

Die rätselhaften Wasserrohrbrüche waren in dieser Zeit ein Kapitel für sich. Sie ereigneten sich nämlich meist in Abwesenheit meiner Eltern, fast nie, wenn sie zu Hause waren. Verreisten aber meine Eltern auch nur für drei Tage, dann konnten sie sicher sein, bei ihrer Rückkehr unmittelbar nach dem Öffnen der Haustür bereits den leicht fauligen Geruch des von den Raufasertapeten aufgesogenen Wassers zu bemerken, manchmal kam ihnen das Wasser sogar schon im weiß gekachelten Flur entgegen. Die goldenen Ballerinas meiner Mutter, die sie als Hausschuhe benutzte, waren

vom Wasser vielleicht sachte angehoben worden und schipperten hintereinander durch die Glastür in Richtung des Wohnzimmers.

Mir kam es damals so vor, als gäbe es zwischen den Wasserleitungen des Hauses, die offenbar kein Klempner mehr flicken konnte, es schaute immer wieder mal einer mit Teleskopkameras in die Leitungen, fand aber nie etwas, und den Gehirnen und Nervensystemen meiner Eltern eine direkte Verbindung, als versuchten die Wasserleitungen etwas zu sagen, mir und allen anderen, es war nur nicht zu verstehen, was genau. Ging ich nur nach meinem Gefühl, nicht nach rationalen Erwägungen (Materialverschleiß, Sabotage, Pfusch am Bau etc.), dann waren die Rohrbrüche natürlich mehr als das, sie waren für mich ein regelrechter Dammbbruch, ein Dammbbruch, der das fragil gewordene Haus mitsamt meinen unglücklichen Eltern darin wegzuschwemmen drohte.

Auch die Nachricht, dass meine Eltern einander etwas angetan hatten, hätte mich damals nicht überrascht. Im Gegenteil. Täglich, wenn ich aus Berlin in dem sich langsam leerenden Haus anrief, morgens telefonierte ich immer mit meinem Vater, mittags oder abends mit meiner Mutter, um mich feige nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, bemerkte ich, wie meine Eltern immer einsilbiger wurden. Bei meinem Vater war das nicht besonders beunruhigend, aber bei meiner Mutter,

die immer schon viele Worte brauchte, um Vertrauen in die Welt zu fassen, sowohl gehörte wie gesprochene, ist Sprachlosigkeit seit jeher ein Alarmzeichen gewesen.

Mein Vater hatte sich plötzlich angewöhnt, Fragen nach seinem Befinden nicht mit »gut«, »schlecht« oder »geht so« zu beantworten, sondern mit einem »Danke!«, das jovial wirkte, aber panisch und märtyrerhaft jede weitere Frage verbot.

»Was meinst du denn nur immer mit diesem ›Danke?‹«, fragte ich ungehalten.

»Danke, dass du fragst, mein Schatz!«

»Aber du hast meine Frage gar nicht beantwortet. Wie geht es dir denn wirklich? Wie kommt ihr mit dem Umzug klar?«

Ich wartete, aber mein Vater schwieg.

»Und wie geht es Mama?«

»Das weiß ich nicht, ich habe deine Mutter heute noch nicht gesehen«, sagte mein Vater pseudoheiter.

Meine Mutter lebte schon seit Jahren in einer anderen Zeitzone als mein vor Kurzem pensionierter Vater. Irgendwann, vermutlich gleich nach meinem Abitur, als plötzlich mein Schulalltag nicht mehr existierte und ihr keine Zeiten mehr vorgab, hatte sie angefangen, immer später zu Bett zu gehen, sie konnte ja ohnehin nicht einschlafen. An guten Tagen legte sich meine Mutter gegen drei Uhr morgens hin, nachdem

sie die aktuellsten Modezeitschriften durchgesehen, ein paar Tageszeitungen durchgeblättert, eine neue Max-Frisch-Biografie angelesen, ihr Fitnessgerät benutzt, mehrere große Gläser Mineralwasser getrunken, vielleicht eine Kunstpostkarte an jemanden geschrieben, ihr Bad geputzt, ihre Lippenstifte sortiert, eine Schale Müsli gegessen, einen Anruf von ihrer um diese Uhrzeit immer sturzbetrunkenen Freundin Doris widerwillig entgegengenommen, sich dreißig bis vierzig Minuten lang Doris' wegen ihres Alkoholpegels stark redundante Schilderungen von disparaten Fernreisen oder Kasseler Gesellschaftszusammenkünften angehört, ihren Kleiderschrank aufgeräumt, ihren Pony nachgeschnitten beziehungsweise verschnitten und nachdem sie wahrscheinlich eine kurze, aber heftige, durch Stille und Dunkelheit noch verschlimmerte Attacke von akuter Lebenspanik erlitten und vorerst wieder überwunden hatte. An schlechten Tagen ging sie noch sehr viel später zu Bett – und stand am nächsten Morgen entsprechend spät wieder auf.

»Moment, ich schaue mal nach.« Mein Vater ging die Treppe zum Obergeschoss hinauf, das tragbare Festnetztelefon in der Hand, ich hörte aus nächster Nähe das Geräusch seiner Schuhe auf den Stufen. Er hätte aber niemals einfach die Tür zum Zimmer meiner Mutter aufgemacht, er legte sein Ohr an die Tür und lauschte, er hatte das tatsächlich mehrmals in meiner Anwesenheit so getan, eins seiner beiden großen Oh-

ren auf das weiß lackierte Holz gelegt und gelauscht, ob der Fernsehapparat meiner Mutter schon in Betrieb wäre, nur dann würde er vorsichtig die Tür öffnen. Die Fernseher in unserem Haus hatten sich auf beunruhigende Weise vermehrt, inzwischen stand fast in jedem Zimmer ein Gerät, sie waren tagsüber fast immer angeschaltet, auch wenn meistens niemand hinsah. »Höre nichts, sie schläft noch«, sagte mein Vater abschließend. »Versuch es doch später noch einmal.«

Aber ich hätte gar nicht zu Hause anzurufen müssen, um einen Lagebericht zu erbitten, ich wusste ja eigentlich alles, die Einzelheiten waren mir vielleicht unbekannt, aber im Grunde konnte ich meine Eltern vor mir sehen, wie sie in den Zimmern des Hauses saßen oder umhergingen, zu zweit oder jeder für sich, wie sie mit aller Kraft das versuchten, was man »den Alltag meistern« nennt. Es fiel ihnen schwer, nicht weil sie nicht mehr jung waren, sondern weil sie schon immer Extremisten des Lebens waren und daher für Alltägliches nie begabt gewesen sind.

Ich brauchte mir meine Eltern genau genommen also noch nicht einmal vorzustellen, weil ich immer schon alles wusste, auch wenn ich zu meiner eigenen Beruhigung und Entlastung so tat, als wäre ich ahnungslos und als müsste mir erst noch etwas mitgeteilt werden über den Zustand in unserem Haus.

### 3

Ich wohnte schon seit Langem nicht mehr bei meinen Eltern. Gleich nach dem Abitur hatte ich Kassel verlassen, inzwischen hatte ich schon seit vielen Jahren in Berlin einen Job. Normalerweise wäre ich aber sofort zu meinen Eltern gefahren, um ihnen beizustehen. Wegen jeder Kleinigkeit hatte ich mich früher auf den Weg gemacht, zu Beginn meines Studiums war ich aus Heimweh sogar fast jedes Wochenende nach Hause gefahren, selbst als ich für eine Weile in Amerika studierte, war ich regelmäßig von Boston nach Frankfurt geflogen und hatte dort den Zug nach Kassel genommen. »Wo willst du denn jetzt schon wieder hin?«, fragte meine kalifornische Mitbewohnerin Nancy damals immer, wenn sie mich mit meinem Kofferchen die Treppe herunterkommen sah. »Nur kurz nach Hause, in fünf Tagen bin ich wieder da.« Sie zuckte die Achseln, verrückt, diese Europäer.

Doch diesmal trieb mich nichts nach Kassel, am Telefon simulierte ich bloß eine diffuse Bereitschaft. »Ich

könnte kommen und euch beim Packen helfen«, bot ich halbherzig an, eigentlich eine Selbstverständlichkeit. »Auf keinen Fall!«, sagte meine Mutter. Ich war erleichtert. Das Haus stand für einen so umfassenden Leidenskomplex, dass nur ein Idiot hätte glauben können, sein Verlassen wäre im weitesten Sinne geregelt über die Bühne zu bringen. Schon als gerade der erste Stein gelegt worden war, sagte meine Mutter, dass das Haus unser Ruin würde, finanziell sowieso, aber auch ästhetisch wie moralisch. Das Verlassen des Hauses war von meiner Mutter zum ersten Mal kurz nach dem Einzug gefordert worden, genau genommen sogar schon vorher, und von da an fast täglich. Unser Haus, so unauffällig es wirkte, war ein Monstrum. Meine Eltern waren dort mit solcher Bedingungslosigkeit und Entschlossenheit unglücklich, als gehörten wir einer Sekte an, die das Unglücklichsein zum Zeichen ihrer Distinktion gemacht hatte.

Eigentlich ist jede Familie eine Sekte für sich, mit irgendeiner speziellen Idee oder Wahnvorstellung, um die alles kreist, oft naheliegende Dinge wie Status, Macht, Tradition, Prominenz, Vermögen, Schönheit, Talente der Kinder.

»Weißt du, ich komme aus einer Akademikerfamilie, ich bin ja ein richtiges Akademikerkind«, sagt eine Kollegin beim Essen in der Kantine zu mir, während sie mit eleganten Bewegungen Salz über ihren Teller streut,

ihre feinen goldenen Armreifen klirren ganz leise dabei, auf ihrer Stirn glänzen ein paar winzige Schweißperlen, vielleicht haben sie mit dem Thema gar nichts zu tun, aber es wirkt, als treibe ihr schon allein das Reden und Nachdenken über ihre Familie den Schweiß ins Gesicht. Sie hat diesen Satz schon mehrmals in der Vergangenheit zu mir gesagt, so als liefere er eine Erklärung, um nicht zu sagen, *die* Erklärung ihres ganzen Handelns, und ich verstehe immer noch nicht genau, was sie damit sagen will und vor allem, welche Konsequenzen ihr Aufwachsen als Akademikerkind für sie hatte, besonders gute oder im Gegenteil seelisch verheerende. Die sonst so flüssigen Sätze meiner Kollegin geraten ins Stocken, sie erzählt etwas von den Lehrstühlen ihres Vaters und ihres Bruders, der Vater sei eine Weile einer der führenden Romanisten außerhalb des romanischen Sprachraums gewesen, ich nicke gefasst, als sei ich mir der Bedeutung und Tragweite dieser Position bewusst, dabei habe ich von kaum etwas weniger Ahnung, sie erwähnt dann kurz ihre eigene Zeit an der Uni als Assistentin irgendjemandes Berühmten, einer Koryphäe auf seinem Gebiet, der Name sagt mir natürlich wieder nichts, sie hält dann plötzlich inne, ihr Gesichtsausdruck abwesend, »ach, lassen wir das, es war einfach nichts für mich, ich konnte es zum Schluss nicht mehr ertragen«. Fest steht, dass die Neigung ihrer Familie zu höherer Bildung und Universitätskarrieren meine Kollegin heftig irritiert.

»Meine Familie gehört seit jeher zu den alteingesessenen Familien von Paderborn, zu den ganz alteingesessenen, verstehst du? Wir haben über die Jahrhunderte mehrmals den Bürgermeister gestellt«, sagt jemand anders, den ich gut kenne, und schaut mich dabei eindringlich an, fast drohend, nach Anerkennung oder Verständnis heischend, oder vielleicht bilde ich mir das bloß ein, aber auch das Gegenteil ist möglich, »ich komme ja aus so kleinen Verhältnissen, so klein, das kannst du dir noch nicht einmal richtig vorstellen«.

Vielleicht gibt es einen Vorfahr, einen Firmengründer oder Lokalpolitiker, auf den man gemeinsam stolz ist und der seine Nachkommen noch Jahrzehnte nach seinem Tod definiert, ohne ihn wüsste man gar nicht, wer genau man eigentlich ist, aber auch ein Ahne, für den man sich miteinander schämt, zum Beispiel ein überzeugter Nazi der ersten Stunde als Großvater, Großonkel oder Urgroßvater kann durch das fortdauernde Erstaunen in der Familie, das er noch zig Jahrzehnte später auslöst, intensivste Gemeinschaft stiften. Die Familie hatte sich eigentlich damit beruhigt, dass der schon lange Verstorbene bloß ein sogenannter Mitläufer gewesen sei, der Mitläufer als milde und letztendlich akzeptable Form des Nazitums, doch dann findet jemand, der vielleicht nach etwas ganz anderem auf der Suche war, vielleicht nach etwas Wertvollem oder zumindest Rührendem, in einer alten Schublade auf einem dieser berühmt-berüchtigten Dachböden, wo sich

ja früher oder später immer alles findet, einen Partei-  
ausweis, der schon vor 1933 datiert ist. Großes Staunen.  
Vielleicht sogar Ärger, weil dieser Schwachkopf, zu  
dem der Ahne dann sofort nachträglich mutiert, so et-  
was auch noch aufgehoben hat, anstatt es zeitnah, wie  
man sagt, zu vernichten. Vor allem aber Ungläubigkeit  
und Staunen, wiederholte Begutachtung des gefunde-  
nen Dokuments. Mehrfaches Lesen des Namens und  
Datums. Sachverhalt unverändert.

Und genau darum geht es, diese Verwunderung, die  
Unfähigkeit, Dinge und Vorkommnisse wirklich glau-  
ben zu können, dieser nicht abstellbare Kopfschüttel-  
Reflex, der die Familienmitglieder manchmal über  
Jahrzehnte nicht verlässt, ist eins der Hauptkennzei-  
chen von Familiensekten. Je fassungsloser uns eine  
Sache macht, desto mehr verfallen wir ihr. Und auch  
ich habe nie aufhören können, mich über meine Eltern  
endlos zu wundern.

Wenn ich dort, wo ich schreibe, aus dem Fenster  
schaue, und tatsächlich steht der Schreibtisch so nah  
am Fenster, dass ich mich nur ein wenig vorlehnen  
muss, um sowohl die Straßenkreuzung als auch den  
Platz, an dem das Haus steht, ganz im Blick zu haben,  
sehe ich im nicht endenden Strom der Passanten all  
die Familiensekten. Der Platz hat einen völlig cha-  
rakterlos wirkenden Namen, ist nach einem Stadtrat

oder Allgemeinheitswohltäter des neunzehnten Jahrhunderts benannt, aber eigentlich heißt er »Es ist nur eine Frage der Zeit«-Platz. Diesen Satz entdeckte ich vor vielen Jahren frühmorgens nach der ersten Nacht in der neuen Wohnung hoch oben und nicht einmal besonders groß in weißer Frakturschrift auf einer schwarz getünchten Brandschutzmauer auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, quasi als Motto über dem gesamten Platz oder wie ein Name, der nur Eingeweihten bekannt ist. Anfangs stand ich immer wieder verwundert am Fenster und schaute auf die Schrift, als handle es sich um eine Botschaft nur für mich. Diesen Satz wirst du jetzt also immer vor Augen haben, dachte ich damals, du kannst ihm nicht mehr entrinnen. Inzwischen ist die Baulücke vor der Brandmauer gefüllt worden, sodass ich die Schrift aus meiner Wohnung nicht mehr sehen kann. Aber natürlich ist sie noch da, und der Satz hat natürlich immer noch seine Richtigkeit, er wurde inzwischen nicht widerlegt, leider.

Obwohl ich im ersten Stock sitze, kommen die Familientrupps, die den »Es ist nur eine Frage der Zeit«-Platz überqueren, dabei meinem Aussichtspunkt so nahe, dass ich den einzelnen Mitgliedern für einen langen Moment ungehindert in die Gesichter sehen kann, manchmal bin ich erschreckt, wie deutlich ihre Züge vor meinen Augen werden, dann schäme ich mich für meinen Voyeurismus. Aber ich kann nicht aufhören, ihnen zuzuschauen, ich werde niemals müde, denn

nichts fasziniert mich so wie all die vertrackten Familien. Manche bemühen sich um Dynamik und Haltung, um irgendeine Attitüde. Sie schlendern, spazieren oder eilen, Familien mit mehreren Kindern oder nur mit einem, mit ganz jungen oder halbwüchsigen, begleitet von den Großeltern oder anderen Verwandten; seltener alte Eltern mit auch schon alt gewordenen Kindern; wenn es Touristen sind, nach Zielen und Sehenswürdigkeiten Ausschau haltend. Auf dem Platz gibt es eine Skulptur, vor der viele stehen bleiben, man sieht, dass sie dabei cool sein wollen, offen für die Angebote der Kunst, aber es ist natürlich vergeblich, denn all ihre Bewegungen sind bloß ein innerliches Schleppen, nur mit Mühe halten sie sich aufrecht und verstehen vielleicht gar nicht, warum es ihnen gerade so schlecht geht, welches Gewicht sie da unaufhaltsam nach unten zieht. Ein Ausflug im Kreis der Familie, wie man sagt, was kann daran schon falsch sein, ein Wochenende unter den Leuten, die einen verstehen wie sonst niemand und so nehmen, wie man ist. Doch alle ächzen unter der Last, im Verbund ausgerechnet der Herde, die sie zufällig hervorgebracht oder aufgezogen hat, auch noch draußen herumlaufen zu müssen. Sie sind geschlagen mit Ähnlichkeiten und Merkmalen und kollektiven Verhaltensweisen, zu denen sie nichts können, die jeder Außenstehende mit einem seit Jahrtausenden existierenden Instinkt, beliebige Leute einander zuzuordnen, sofort als auffallende Gemeinsamkeit bemerkt,

sie selbst erahnen sie bloß vage und fürchten sich vor ihnen, auch das vage. Sie sind miteinander kompromittiert, was Körperhaltung, Bewegungsablauf oder Physiognomie anbelangt, selbst wenn sie gut aussehend sind.

Und es wäre Quatsch zu glauben, dass die sichtbaren Merkmale die schlimmen sind, es sind noch eher die harmlosen.

Wenn man als Familie irgendwo erscheint, ich habe es immer schon so empfunden, dann ist man ein offenes Buch für die anderen. Diese Existenz als offenes Buch aber empfinde ich seit jeher als demütigend. Die anderen sehen uns plötzlich in dem Kontext, mit dem wir uns im Leben herumzuschlagen haben, sehen uns in der Rolle, die wir unter den eigenen Leuten spielen, wir sind für alle Zeiten unseres Geheimnisses beraubt. Ohne sich groß zu interessieren oder es darauf anzulegen, erfassen uns die anderen, wissen in Sekundenschnelle, mit welcher Art Mensch sie es zu tun haben, ziehen alle möglichen Schlüsse, nur weil sie uns mit unseren Angehörigen sehen, ach so, denken sie, deshalb also ..., ich verstehe.

Sich mit seiner Familie zu zeigen, ist ein fast intimer Akt, etwas, das man vielleicht im Ausland in einem Hotel am Meer riskieren kann, wo man ein einziges Mal hinfährt, wo man gebräunt und in gelöster Stimmung abends zum Essen geht, auf keinen Fall aber ein

zweites Mal. Ich konnte noch nie die Leute verstehen, die irgendwo als Familie stolz aufmarschieren, mit der Absicht, ihre schon allein zahlenmäßige Überlegenheit gegenüber den Einsamen oder den Paaren zu demonstrieren, während sie doch in Wahrheit nichts als ihren kollektiven Dachschaten spazieren führen und öffentlich vorzeigen. Und warum jemand zu Weihnachten oder anderen Anlässen dafür extra produzierte Familienporträts verschickt, kann ich mir erst recht nicht erklären, man verteilt ja auch nicht ohne Aufforderung psychiatrische Gutachten der eigenen Person unter den Leuten.